

Die Berlinale ist gestern zu Ende gegangen. Wie schon letztes Jahr, habe ich natürlich keine Karten für die Filme bekommen, die ich unbedingt sehen wollte. Unbedingt ansehen will ich mir den neuen Film von Andreas Dresen: „In Liebe, Eure Hilde“. Er erzählt von der Versicherungsangestellten Hilde Coppi, die zusammen mit ihrem Mann Hans im Dritten Reich Widerstand leistet. Eine wahre Geschichte: Das Ehepaar war Teil der Widerstandsgruppe „Rote Kapelle“. Sie verbreiteten Flugblätter und hörten sowjetische Radiosender ab, um über das Schicksal deutscher Kriegsgefangener zu informieren. Im September 1942 wurden beide verhaftet. Die hochschwangere Hilde brachte den gemeinsamen Sohn Hans im Gefängnis zur Welt. Im Dezember 1942 wurde ihr Mann hingerichtet. Hilde Coppi richtete noch ein Gnadengesuch an Hitler persönlich, das dieser aber ablehnte. Weil sie ihren Sohn noch stillte, wurde die Hinrichtung der Mutter verschoben. Zusammen mit zwölf anderen Frauen wurde Hilde Coppi dann am 5. August 1943 in Plötzensee hingerichtet. Vor ihrer Hinrichtung – unmittelbar nach der Urteilsverkündung schrieb sie diese Zeilen an ihre Mutter: „Du wirst dir denken können, dass ich keine schönen Stunden hinter mir habe. Ein Glück, dass das kleine Hänschen noch bei mir ist, in seinem Interesse muss ich mich sehr zusammennehmen. Ach, Mama, der Gedanke an die Trennung von meinem Kinde will mich fast verzweifeln lassen. Ich glaube für eine Mutter kann es keine größere Strafe geben, als sie von ihrem Kind zu trennen.“

Die Worte gehen unter die Haut. Die Filmcrew habe bei einigen Szenen Tränen in den Augen gehabt, erzählt der Regisseur Andreas Dresen. Ein junges Leben, zerstört durch die Gewalt eines unmenschlichen Regimes. Lange hat es im Westen Deutschlands gedauert, bis der Widerstand des Paares, die als Kommunisten galten, vorbehaltlos anerkannt wurde.

Der Regisseur sagt über seinen Film: „So ein System wird getragen von millionenfachem kleinem Opportunismus, von millionenfacher Anpassung. Für uns war es wichtig, dass man sich sowohl in den Menschen, die da im Widerstand unterwegs sind als auch in den Leuten, die für das System tätig sind, spiegeln und sich fragen kann: Wo wäre ich denn eigentlich?“

„Ingen liten lort“ – das ist schwedisch und heißt: „Kein Stückchen Dreck“. Dieser Slogan steht unter dem Bild einer zornigen alten Frau mit Sonnenbrille und erhobener Faust. Im Stil einer Revolutionsführerin ist da Astrid Lindgren abgebildet, die weltbekannte schwedische Kinderbuchautorin. Bei ihrem Namen fällt einem etwas anderes ein: Bullerbü vielleicht, oder Michel aus Lönneberga, Geschichten aus einer heilen Welt mit glücklichen Kindern.

Ich liebe Astrid Lindgren, seit ich lesen kann. Aber ich musste erst ziemlich erwachsen werden, um wirklich zu verstehen, welche Kraft ihre Bücher jenseits aller Idylle haben. Astrid Lindgren hat in ihrem langen Leben das spannungsreiche 20. Jahrhundert fast ganz miterlebt. Auch im beschaulichen Schweden blieb sie nicht unberührt von den politischen Ereignissen. Ihr Tagebuch aus dieser Zeit heißt: „Die Menschheit hat den Verstand verloren.“

In Astrid Lindgrens Büchern geht es immer wieder um das Gute und das Böse. Die Geschichten kommen märchenhaft daher - und sind doch voller Anspielungen auf die politische Situation. Am deutlichsten lese ich das in „Die Brüder Löwenherz“. Jonathan ist der Held dieses Buches. Und er sagt: „Es gibt Dinge, die man tun muss, auch wenn es für einen gefährlich ist. Weil man sonst kein Mensch ist, sondern nur ein Stückchen Dreck.“ Ein Satz, der sitzt.

Je älter sie wurde, umso radikaler und politischer wurde Astrid Lindgren. 1978 hielt sie ihre wohl berühmteste Rede mit dem Titel „Niemals Gewalt!“. Sie trat darin für eine gewaltfreie Erziehung und für die Rechte von Kindern ein. Später mischte sie sich unüberhörbar in die schwedische Politik ein, zu ganz unterschiedlichen Themen wie Tierschutz oder Steuerrecht. Sie war grundsätzlich der Meinung, dass es nicht gut sein, wenn eine Regierung zu lange an der Macht bleibt, selbst eine demokratisch gewählte. Astrid Lindgrens Leben hat in ihrem eigenen Bullerbü begonnen – aber dabei ist es nicht geblieben. Sie wollte mehr bewirken. Aus glücklichen Kindern können zornige Frauen werden. Oder Menschen, die widerständig bleiben. „Kein Stückchen Dreck“ - es gibt so viele Dinge, die man einfach tun muss.

Die Bahn in der Stadt ist voller Menschen. Alle sind warm angezogen, mit festen Schuhen, wie für eine Wanderung. Aber sie fahren nicht raus aus der Stadt, sondern rein: Manche haben Plakate dabei, von denen man nur die Rückseite sieht, braune Pappe und irgendwelche Holzleisten aus dem Keller, mit Klebeband dran. Sie steigen alle gemeinsam aus. Ein Strom von Menschen quillt aus dem Bahnhof. Plakate werden aufgerollt oder hochgehoben. Es ist, als entfalte der Zug dieser Menschen seine Flügel.

Auf dem Platz stehen alle zusammen, einzelne, Paare, Grüppchen und Gruppen. Es ist kalt, trotzdem sind alle fröhlich. Aus den Lautsprechern hören sie die Reden. Manches wird beklatscht, anderes nicht. Doch in einem sind sie sich einig: Hier ist eine Grenze. Weiter darf es nicht gehen mit dem Angriff auf die Freiheit, auf unsere Demokratie, auf das Recht und die Würde jedes einzelnen Menschen. Um das zu zeigen, sind sie gekommen. Und nehmen die ruhige Kraft mit nach Hause, die davonkommt, dass man weiß, dass man nicht allein ist.

So oder so ähnlich haben das viele Menschen diesen Winter erlebt. Ich auch. Überall in Deutschland sind sie auf die Straßen gegangen, um zu demonstrieren, für Freiheit, Demokratie, Menschenwürde, Vielfalt. Viel mehr „für“ als „gegen“- auch wenn der Auslöser für die Demonstrationen ein geheimes Treffen von AfD-Politikern mit radikalen Rechten gewesen ist. Was ich mitgenommen habe: bunte Fahnen über bunten Menschenmengen. Ein Hauch von Einigkeit und Recht und Freiheit in der Luft. Bilder, die Hoffnung geben in der grauen Jahreszeit. Und Mut machen für dieses Jahr.

In der biblischen Schöpfungsgeschichte beginnt alles mit dem Licht: Als wir Menschen in die Welt kamen, war es schon da. Dieses Licht vom Anfang ordnet die Welt. Ich glaube, dieses Licht vom Anfang ist immer noch in uns, in unseren Herzen. Ich konnte es sehen auf dem Platz vor dem Reichstag und auf den vielen Marktplätzen in unserem Land. Unser Herz ist ein heller, freundlicher, aufgeräumter Ort in uns. Wir sehen klar in diesem Licht: Und wir erkennen, was gut ist und was böse.

Gut, dass die Ausstellung über den Dichter und Liedermacher Wolf Biermann im Deutschen Historischen Museum in Berlin noch einmal verlängert worden ist. Bis Anfang Juni kann man sie sich ansehen. Und dabei einiges lernen über Anpassung und Widerstand – und zwar im Westen und im Osten Deutschlands. Vor meinem Besuch kannte ich eigentlich nur das Lied, das Wolf Biermann 1968 geschrieben hat. Es heißt „Ermutigung,“ und die erste Strophe geht so: „Du, lass dich nicht verhärten / in dieser harten Zeit / Die allzu hart sind, brechen / Die allzu spitz sind, stechen / Und brechen ab sogleich.“

Als Biermann dieses Lied schrieb, stand er selbst in der damaligen DDR unter großem Druck. Er durfte nicht mehr auftreten oder seine Texte veröffentlichen. Und obwohl er das Lied jemand anders gewidmet hatte, schrieb Biermann es eigentlich für sich selber, wie er später zugab. Ein „rotes Kirchenlied“ hat er es genannt, geschrieben, wie er sagt, als er „selbst in der Gefahr war zu verhärten.“

Für mich beschreibt dieses Lied wie kein anderes die Haltung, mit der Menschen in Zeiten von Unterdrückung Widerstand leisten können. So kann es gehen: Eine unbeugsame Haltung einnehmen - und trotzdem heiter bleiben. Sich nicht brechen lassen, auch wenn klar ist, dass man gebrochen werden soll.

Etwas davon habe ich in den vergangenen Wochen gesehen: In den letzten Bildern und Botschaften von Alexei Navalny, dem russischen Regimekritiker, war trotz allem noch Humor, sogar Spott für seine politischen Gegner, sogar noch aus dem Straflager. „Du, lass dich nicht verbittern / In dieser bitt'ren Zeit / Die Herrschenden erzittern / Sitzt du erst hinter Gittern / Auch nicht vor deinem Leid“ singt Wolf Biermann. Und so ist es, bis heute, an so vielen Orten der Unterdrückung und des Unrechts in dieser Welt.

Ermutigung brauchen wir alle, vielleicht dringender denn je. Ermutigung braucht auch Wolf Biermann, immer noch, bis heute. Er habe „Liebeskummer mit der Welt“ bekannte er kürzlich in einem Interview. Ich finde, damit bringt er noch einmal auf den Punkt, was zusammengehört und was man nicht trennen kann: Die Liebe zu dieser Welt. Und den Kummer darüber, dass sie so ist, wie sie ist.

Heute vor zwei Wochen kam die Nachricht vom Tod von Alexej Navalny. Es gibt ja Daten, die man nicht vergisst. Der 16. Februar 2024 ist für mich eines davon. Eigentlich hat das Jahr ganz gut angefangen, finde ich. Die vielen Demonstrationen für Freiheit und Menschenrechte hier bei uns haben mir Hoffnung gegeben. Die Nachricht vom Tod des bekanntesten aller Kritiker von Wladimir Putin hat mich in dieser Hoffnung erschüttert. Und dennoch: Ich will mich nicht an eine Haltung gewöhnen, nach der alles immer nur noch schlimmer wird. Ich will mich auch nicht dauernd bestätigen lassen in meiner Meinung, dass der derzeitigen russischen Regierung wirklich alles an Unmenschlichkeit zuzutrauen ist, was man sich überhaupt vorstellen kann.

Was mich wütend gemacht hat, sind die vielen mitleidlosen Kommentare zum Tod von Alexei Navalny, vor allem in den sozialen Medien. Da wurde gesagt, dass Navalny ja schließlich in der Vergangenheit auch extrem nationalistische Positionen vertreten habe. Und man auch nicht wissen könne, was in Russland passiert wäre, wenn er tatsächlich Regierungsverantwortung übernommen hätte.

Ich frage mich, woher dieser Reflex kommt. Für manche Menschen scheint es unerträglich zu sein, dass es so etwas wie Mut und Widerstand gibt. Fest steht: Alexej Navalny ist ein Opfer politischer Gewalt geworden. Er wurde 47 Jahre alt und hat mit seinem Leben für seine Überzeugungen bezahlt. Seine Frau hat ihren Mann, die Kinder ihren Vater verloren. Die meisten Menschen, die Widerstand geleistet haben oder heute noch leisten, sind und waren keine Heiligen, sondern Menschen mit Fehlern und Schwächen. Aber was ihnen auch gefehlt haben mag, Mut und Klarheit waren es jedenfalls nicht. Oft zeigt erst die Geschichte, was persönlicher Widerstand bewirkt hat. Ich jedenfalls suche heute nach Orientierung, nach Klarheit und Mut für mein Leben in dieser Welt. Und ich finde das alles oft bei denen, die zu Opfern politischer Gewalt geworden sind. Auch Jesus von Nazareth gehört für mich dazu. Alexej Navalny hat ihn in einer seiner letzten Reden vor Gericht zitiert. „Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden, denn ihrer ist das Himmelreich.“

„Kleine Übungen der Geduld“ nennt die französische Sozialarbeiterin Madeleine Delbrel Situationen wie diese: „Schon am Morgen suchen sie uns auf. Unsere Nerven sind angespannt oder gehen mit uns durch; der Bus ist voll; die Milch kocht über; die Kinder machen alles durcheinander; der Mann bringt Gäste mit; ein Freund kommt nicht; das Telefon läutet ununterbrochen; die, die wir lieben, streiten sich; das tägliche Einerlei ödet uns an, und wir sehnen uns nach all dem, was wir nicht haben können.“

Die Autorin wurde 1904 geboren und lebte in einer christlichen Gemeinschaft in der Stadt Ivry am Rand von Paris. Gemeinsam mit anderen suchte sie nach einer Alltagsspiritualität, in der sie ihre Liebe zu Gott und zu den Menschen leben konnte. Sie führte ein unspektakuläres, eher zurückgezogenes Leben. Und trotzdem hat sie damit viele Menschen inspiriert, mitten in der Welt die Botschaft von Gottes Liebe weiterzusagen. Und das in bewegter Zeit. Sie erlebte den Nationalsozialismus und zwei Weltkriege. Die kleine Einübung in die Geduld wurde für sie zu einer großen Herausforderung - Geduld zu einer Form des Widerstands. Sie schreibt:

„Wir warten auf die Stunde des Opfers unserer selbst. Wir warten, dass wir wie ein Holzscheit im Feuer verbrennen. Denn wir haben vergessen, dass es auch Bretter gibt, die unter unseren Schritten ganz allmählich abgetreten werden. So sieht das Opfer aus, das wir zu bringen haben: die kleinen Übungen der Geduld.“

Ich frage mich manchmal selbst, ob für mich einmal die Zeit kommen könnte für ein deutliches Zeichen des Widerstands. Oder gar der Aufopferung. Ich weiß gar nicht, ob ich das will oder kann. Bevor ich aber eine „richtige“ Heldin sein kann, geht schon etwas anderes: Eine Alltagsheldin werden. Mitten in den manchmal so nervenaufreibenden Alltagsdingen gelassen bleiben. Und verbunden mit mir selbst, mit Gott, mit den Menschen. Im vollen Bus, im Küchenchaos, mit den Kindern und in all meinen Beziehungen liebevoll und freundlich bleiben. Auch mit Geduld lässt sich diese Welt verändern. Dazu macht mir Madeleine Delbrel Mut.